

ANNA CAREY
Anyone But You



Anna Carey

Anyone But You

Roman

*Aus dem Englischen
von Sylvia Strasser*

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
»Our Song« bei Hachette Books Ireland, Dublin, Irland.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2026

Copyright © der Originalausgabe 2025 by Anna Carey

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: © Ruth Botzenhardt / plainpicture

Redaktion: Regina Carstensen

LK · Herstellung: ik

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49705-8

www.goldmann-verlag.de

Natürlich für Patrick ...

Liebe Leserinnen,

ANYONE BUT YOU ist eine wunderbare Liebesgeschichte, in der es zum einen um die Liebe zu einem Jungen geht, zum anderen um die Liebe zur Musik und zu einer Band. Mein Mann und ich lernten uns an der Universität kennen und wurden Freunde. Sechs Jahre später, nachdem wir gemeinsam eine Band gegründet hatten, verliebten wir uns ineinander. Daher war es vielleicht unvermeidlich, dass ich genau diese Art Liebesgeschichte schreiben würde!

Das Buch spielt in Irland und deshalb kommen auch einige irische Namen vor. Die Aussprache ist nicht immer ganz einfach, deswegen gibt es hier eine kleine Anleitung von mir: Tadhg ist ein alter irischer Name, der „Dichter“ bedeutet und Teig ausgesprochen wird. Fiachra wird Feech-ra oder Feek-ra ausgesprochen und Ruairí Rüri. Brían ist die irische Version von Brian – der einzige Unterschied besteht darin, dass man den Namen im Irischen Brie-an ausspricht. Bei allen drei Namen liegt die Betonung auf der ersten Silbe. Cáit, die irische Version von Katie, wird Keutsch ausgesprochen.

Meine Figuren Tadhg und Laura lernen sich als Teenager während der Schulferien an einem irischen Sprachcollege kennen. In Irland ist die irische Sprache während der gesamten Schulzeit ein Pflichtfach. Deshalb besuchen jedes Jahr Tausende irischer Teenager Sommercolleges in den

Gaeltacht-Gebieten im Westen Irlands, wo Irisch noch weit verbreitet ist. Sie wohnen bei einheimischen Familien, haben täglich Sprachunterricht, nehmen an Aktivitäten teil, die von Musik bis Kajakfahren alles umfassen, und besuchen jeden Abend einen Céilí. Ein Céilí ist eine irische Tanzveranstaltung, bei der man in Gruppen zusammen tanzt, und das macht sehr, sehr viel Spaß. Und natürlich gibt es, da diese Colleges voller Teenager sind, in der Regel jede Menge romantische Dramen ...

ANYONE BUT YOU liegt mir sehr am Herzen. Da ich meine College-Zeit damit verbracht habe, Bücher auf Deutsch zu lesen, freue ich mich sehr, dass deutschsprachige Leserinnen nun Tadhg und Laura kennenlernen können.

Viel Spaß beim Lesen!

Eure Anna Carey

Tad? Tah? Tag? Wie der Name Tadhg Hennessy richtig ausgesprochen wird

Vulture.com, 7. November 2008

Seit Saoirse Ronan dieses Jahr für einen Oscar in der Kategorie »Beste Nebendarstellerin« nominiert wurde, hat kein anderer irischer Name für so viel Ratlosigkeit gesorgt. Obwohl Tadhg Hennessy mit seinen einfühlsamen Songtexten und seinem sanften, nichtsdestoweniger aggressiven Gitarrenspiel zum Weltstar avanciert ist, wissen selbst einige seiner größten Fans immer noch nicht, wie man seinen Vornamen richtig ausspricht. Deshalb haben wir eine waschechte Irin gefragt, wie man mit dieser unglaublichen Konsonantenhäufung umgehen soll.

»Das ist gar nicht so schwierig«, behauptet die Fotografin Emma Hanlon, eine gebürtige Dublinerin, die heute in New York lebt. »Im Grunde wird es wie ›tiger‹ im Englischen ausgesprochen, bloß ohne das ›er‹ am Ende. Oder wie das deutsche Wort ›Teig‹.« Ganz einfach also. »Das T am Anfang ist allerdings viel weicher und stimmhafter als das englische oder das deutsche T ...« O nein! Jetzt wird es wieder kompliziert. »Na

*schön«, sagt Hanlon seufzend. »Denk einfach an die
Sache mit dem Tiger. Oder mit dem Teig.« Na also!
War doch gar nicht so schwer, oder?*

Prolog

--
2017

Genau das wünsche ich mir auch.

Natürlich nicht schon jetzt, denke ich bei mir, während ich den Blick durch den Veranstaltungsraum des Hotels wandern lasse, wo meine Mutter ihren Abschied vom Berufsleben feiert. Später. Irgendwann einmal. Ich möchte auch so glücklich und zufrieden auf mein Leben zurückschauen können. Ich kann mich in dreißig Jahren sehen, mit dem Ehemann und den Kindern, die ich dann haben werde, mit meinen Freunden und meiner Familie, wie ich lachend eine Flasche Champagner köpfe und auf den Beruf, den ich geliebt habe, und auf ein gutes Leben anstoße und mich schon auf künftige Abenteuer freue. Das ist die beste Art Traum – wunderschön und realisierbar.

Ich hoffe allerdings, dass meine Feier in einer glamouröseren Umgebung stattfinden wird als in einem Hotel in Drumcondra, einem Stadtteil im Norden von Dublin, wo Dave, mein Verlobter (es fühlt sich immer noch komisch an, ihn so zu nennen), vor der entfernteren Verwandtschaft gerade ein Loblied auf mich singt.

»Habt ihr gewusst, dass Laura in einer Band gespielt hat?«, fragt er und blickt mich stolz über die Köpfe der Anwesenden hinweg an.

»Stimmt das, Laura?« Meine Tante Mary dreht sich sichtlich überrascht zu mir um.

»Ja, aber das ist schon lange her«, antworte ich. »Da war ich noch auf dem College.«

»Das hab ich dir damals bestimmt erzählt, Mary«, sagt meine Mam.

Ich verdrehe die Augen und lächle Dave zu, der mir zuwinkert.

»Wieso hast du damit aufgehört?«, will mein Onkel Gerry wissen. »Mit der Musik, meine ich.«

Ich nehme einen kleinen Schluck Wein. »Die Band hat sich aufgelöst, als wir mit dem College fertig waren.«

»Das war leider vor meiner Zeit«, bemerkt Dave in gespielter Traurigkeit. Sein Blick fällt auf das leere Weinglas meiner Mutter, und er schenkt ihr nach.

»Danke, David«, sagt Mam liebevoll und wendet sich dann mir zu. »Ich hab immer gehofft, du würdest eine andere Band finden, Laurie. Die Musik war doch dein Ein und Alles.«

Das hat sich damals aber anders angehört. Nämlich so: »Solltest du nicht lieber für deine Abschlussprüfung lernen, Laura?« Doch das werde ich ihr jetzt nicht unter die Nase reiben.

Warum eigentlich nicht? »Fairerweise musst du zugeben, Mam, dass du froh warst, als ich mich auf meinen ersten richtigen Job konzentriert habe, anstatt auf der Gitarre herumzuklimpern.«

»Wo wir gerade von richtigen Jobs sprechen«, wirft mein Dad ein, der eindeutig keine Lust auf eine Neuauflage des

alten Hickhacks hat. »Lauras Werbeagentur ist gerade von Zenith, der großen Beraterfirma, aufgekauft worden. Das wird ihr eine Beförderung einbringen.«

»Visions ist nicht *meine* Agentur«, widerspreche ich. »Ich arbeite bloß dort. Und dass ich befördert werde, ist keineswegs sicher.«

Ohne darauf einzugehen, fragt meine Mutter: »Kennt ihr diesen lustigen animierten Werbespot über nachhaltige Altersvorsorge?«

Alle meine Onkel und Tanten kennen ihn. Er läuft ja auch ständig im Fernsehen. Vielleicht nicht unbedingt der Ruhm, den man sich erträumt, aber immerhin haben meine Freundin Aoife und ich eine Auszeichnung für den Spot erhalten.

»Der ist von Laura!«, sagt Mam. Alle sind gebührend beeindruckt.

»Du hast es nach ganz oben geschafft, Laura«, meint eine Tante.

»Ach, na ja, danke, ich kann mich nicht beklagen. Wo bleibt eigentlich unser Essen?«, schiebe ich hinterher.

»Und du hast nie daran gedacht, die Musik zu deinem Beruf zu machen?«, fragt Gerry.

Ich schüttle den Kopf. »Um Gottes willen, nein!«

Das ist natürlich gelogen. Es gab eine Zeit, da habe ich oft darüber nachgedacht.

Dave lacht, als wäre der Gedanke völlig absurd. »In einer Collegeband spielen ist wie im Fünferteam kicken, Gerry«, behauptet er. »Es macht Spaß, aber man weiß, dass man nie für Real Madrid spielen wird.«

Ich ärgere mich ein ganz klein wenig über diese Bemerkung. Dumm, ich weiß, er hat ja recht, aber trotzdem ...

Dann sagt eine Stimme hinter mir: »Luras Band war richtig gut, *David*.«

»Das bezweifle ich auch nicht«, versichert Dave hastig. »Ich wollte damit nicht andeuten ...«

»Sie waren einsame Spitze«, fällt ihm meine jüngere Schwester Annie ins Wort. Sie zieht sich den Stuhl neben mir heran und setzt sich. Sie wohnt in London, ist aber wegen der Ruhestandsfeier für Mam übers Wochenende nach Hause gekommen.

»Woher willst du das wissen?«, fragt Dad. »Du bist damals noch zur Schule gegangen.«

»Laura hat mich einmal reingeschmuggelt, als sie auftraten«, sagt Annie. »Ich hab damit gerechnet, dass sie grauenvoll sein würden.«

»Wow, danke«, murmele ich.

Annie wendet sich wieder Dave zu. »Aber du hättest Laura auf der Bühne sehen sollen. Sie war einfach sensationell.«

»Das glaub ich sofort«, versichert Dave. »Ich wollte damit nur sagen, dass viele auf dem College in einer Band spielen, aber nie Karriere als Berufsmusiker machen. Das sollte keine Beleidigung sein!«

Und Annie sagt: »Na ja, ein Mitglied von Luras Band hat eine ziemlich steile Karriere als Berufsmusiker gemacht.«

O Mist.

Ich werfe ihr einen warnenden Blick zu, aber es ist zu spät, denn schon fragt Dave: »Wie meinst du das?«

»Sie hat mit Tadhg Hennessy in einer Band gespielt«, ant-

wortet Annie und reißt dann belustigt und völlig ungläubig die Augen auf. »O mein Gott, hast du das nicht gewusst?«

In diesem Augenblick wird mir zum ersten Mal klar, wie sich total verblüfftes Schweigen anfühlt. Alle am Tisch – und einige von den in der Nähe stehenden Freunden meiner Mutter – starren mich an. Dem einen oder anderen ist buchstäblich die Kinnlade heruntergeklappt.

»Was?«, fragt Dave.

»Tadhg *Hennessy*?« Dad ist baff. »Von dem der Song ›Winter Without You‹ stammt? Der Tadhg Hennessy?«

»Deine Cousine Cass hat ihn in der 3Arena spielen sehen«, sagt eine Tante.

»Red keinen Unsinn, Annie!«, schnaubt Mam. »Laura hat doch nicht in einer Band mit Tadhg Hennessy gespielt.«

»Doch, hat sie!«, trumpft Annie auf. »Sag's ihnen, Laura.«

Die Einzigsten, die wissen, dass ich und Tadhg Hennessy auf dem College zusammen in einer Band waren, sind meine Freunde von damals. Sonst habe ich nie irgendjemandem davon erzählt.

Habe ich allen Ernstes geglaubt, das bis in alle Ewigkeit geheim halten zu können? Lachhaft.

»Ja, das stimmt«, räume ich widerstrebend ein. Mein Blick begegnet dem von Dave, und er zieht in gespielter Bestürzung die Brauen hoch. Das bedeutet hoffentlich, dass ihn diese Neuigkeit nicht allzu sehr schockiert hat. »Aber das war keine große Sache.«

Noch eine Lüge.

»Wie war er denn so?«, fragt Mary. »In der *Late Late Show* hat er einen sehr netten Eindruck gemacht.«

»Hat er immer schon so toll gesungen?«, will Gerry wissen.

»Ich habe im wirklichen Leben nie einen Kerl gesehen, der besser ausgesehen hätte.« Annies Bemerkung ist nicht gerade hilfreich.

Erleichtert sehe ich Kellner mit großen Tablett voll dreieckiger Sandwiches auf uns zueilen.

»Wir waren bloß Bandkollegen«, sage ich.

Und auch das ist gelogen.

Auf dem Weg zum Klo begegne ich Annie, die gerade von dort kommt.

Ich gucke sie finster an. »Vielen Dank auch für den Hinweis vorhin. Jetzt wissen wenigstens alle Bescheid.«

»Tut mir leid«, erwidert sie, wirkt aber nicht im Geringsten zerknirscht. »Woher hätte ich denn wissen sollen, dass du deinem *Verlobten* nichts von Tadhg erzählt hast?«

»Ich hab ihm nichts davon gesagt, weil das alles schon eine Million Jahre her ist«, entgegne ich. »Ich kann mich gar nicht erinnern, wann ich das letzte Mal zur Gitarre gegriffen hab. Ich weiß nicht mal, wo meine E-Gitarre ist.«

»Im Kleiderschrank in deinem alten Zimmer, zusammen mit Mams Taschen und Wintermänteln«, sagt Annie.

»Siehst du? Dass ich das nicht gewusst hab, beweist doch, was für eine ernsthafte Musikerin ich heute bin«, spotte ich.

»Dave sollte sich bewusst sein, wie unglaublich cool du mal warst«, meint Annie. »Vor langer, langer Zeit. Als du noch nicht so alt und langweilig warst wie jetzt.«

»Du hast ja so recht.«

Aber die alte, langweilige Laura hält sich eigentlich ganz wacker, denke ich bei mir, als Dave und ich uns ein paar Stunden später von den anderen verabschieden und uns Händchen haltend auf den Heimweg nach Glasnevin machen.

»Du hast ja noch mehr von einem Rockstar, als ich dachte«, sagt Dave.

»Ich hätte dir schon längst erzählen sollen, dass ich mal mit Tadhg in einer Band gespielt hab«, bemerke ich.

»Und warum hast du's nicht getan?«

Es klingt nicht ärgerlich. Dave wird nur höchst selten wütend, und das ist eins der Dinge, die ich so an ihm mag.

»Ich hab's nie irgendjemandem erzählt«, erwidere ich. »Wahrscheinlich, weil ..., weil es mir vorgekommen wäre, als ob ich damit angeben wollte.«

»Wenn ich mit Tadhg Hennessy in einer Band gespielt hätte, würde ich ständig damit angeben«, sagt Dave. »Du kannst uns nicht zufällig VIP-Karten für seinen Auftritt in Malahide Castle besorgen, oder?«

Ich ringe mir mühsam ein Lachen ab. »Ich glaub nicht, nein, ich hab ihn seit 2003, als sich die Band aufgelöst hat, nicht mehr gesehen.«

»Kann man nichts machen«, murmelt Dave. Als wir die Brücke über die Tolka überqueren, sagt er: »Hoffentlich hat deine Mam den Tag genossen.«

»Ganz bestimmt«, versichere ich. »Sie hat ja mit ihrem perfekten zukünftigen Schwiegersohn protzen können.«

»Immer gern zu Diensten«, sagt er. »Ich wünschte, der Geburtstag meiner Mutter nächste Woche würde genauso unterhaltsam werden.«

»Das wird er auch!«, entgegne ich wider besseres Wissen.

»Nein, wird er nicht«, widerspricht Dave. »Aber lieb von dir, dass du das sagst. Und ich entschuldige mich im Voraus für alle abfälligen Bemerkungen über deine Wurzeln in der Northside.«

Ich muss lachen. »Ich weiß doch, dass ich dein niveauloses kleines Betthäschen bin.«

»Du hast es erfasst«, sagt Dave grinsend und küsst mich. »Und? Willst du morgen auf dieses Food-Festival-Ding?«

»Gehst du denn nicht zu Joe?«, frage ich.

Daves ältester Freund hat gerade seine erste Chemo überstanden.

»Nö. Ich will ihn nicht nerven.«

Ich seufze. Nicht schon wieder!

»Dave!«, sage ich. »Du hast ihn seit einer Ewigkeit nicht gesehen, und du weißt, dass er sich über Besuch freut, das hat er selbst gesagt.«

»Ich glaub, das hat er nicht so gemeint«, erwidert Dave. »Er fühlt sich immer noch ziemlich beschissen.«

»Doch, das hat er so gemeint«, beharre ich. »Jetzt komm schon, in schweren Zeiten muss man für seine Freunde da sein.«

»Aber ich bin nicht gut in so was«, protestiert Dave. »Ehrlich, Laura, ich glaub nicht, dass es Joe helfen würde, wenn ich bei ihm zu Hause mit Trauermiene herumsitze.«

Er wirkt so aufrichtig verstört, dass ich ihn beruhige. »Okay, okay, aber ruf ihn wenigstens an.«

»Mach ich«, sagt Dave.

Es ist ein lauer Abend, und auf der Drumcondra Road

überholen wir ein Paar mit einem Kinderwagen, in dem ein winziges Neugeborenes liegt.

Dave drückt meine Hand. »Das sind wir in ein, zwei Jahren.«

Ich strecke schnell meine freie Hand aus und berühre im Vorbeigehen einen Baum am Rand des Gehsteigs. »Gleich auf Holz klopfen!«

Seine unerschütterliche Zuversicht irritiert mich ein klein wenig. Einen Moment gehen wir schweigend nebeneinander, dann sage ich: »Nächste Woche habe ich diesen Arzttermin.«

»Ich weiß, ich hab's nicht vergessen.« Dave schaut lächelnd auf mich herunter. »Jetzt guck nicht so, Schatz. Ich bin sicher, es ist alles in bester Ordnung.«

»Und wenn nicht?«, murmele ich. Seine Zuversicht ist beneidenswert. Ich wünschte, ich hätte auch etwas davon. Er konzentriert sich immer auf das Positive und blendet das Negative einfach aus, ob es sich nun um die Gesundheit oder den Job oder die Zukunft im Allgemeinen handelt. »Was machen wir, wenn nicht alles in bester Ordnung ist?«

»Aber das ist es!«, versichert Dave. »Im Ernst, Laura. Es gibt keinen Grund, sich Sorgen zu machen. Es ist alles gut. Wir schaffen das.«

Und ich Närrin glaube ihm.

Kapitel eins

--
2019

Ich stoße darauf, als ich meinen Schreibtisch bei Zenith räume.

Aoife, meine Freundin und Kollegin – na ja, jetzt *Ex*-Kollegin –, hat gerade in einer Trotzreaktion die Büroküche geplündert und eisgekühlte Dosen Matcha-Tee und ein paar angeblich gesunde Schokoriegel aufgetrieben. Nach der Firmenübernahme war die Küche das Beste an der Arbeit hier. Vielleicht dachten sie, die ausreichende Versorgung mit Süßigkeiten würde uns darüber hinwegtäuschen, dass Zenith im Grunde kein Interesse an einer Werbeagentur hat. Und deshalb wird jetzt, nach nicht einmal zwei Jahren nach meinem Einstieg in die Firma, die Kommunikationsabteilung »neu strukturiert« und fast allen von uns Werbeleuten gekündigt.

»Wie ich Packen hasse«, brumme ich, als ich die Auszeichnung für den Werbespot für nachhaltige Altersvorsorge achtlos in den Karton werfe.

»Was war das?« Aoife müht sich mit einem großen orangefarbenen Kissen ab, das sie in ihre Pappschachtel quetschen will.

»Ach, nichts weiter«, antworte ich und befördere einen Kaktus in den Papierkorb. »Wie kann sich in knapp zwei Jahren so ein Haufen Scheiß ansammeln?«

Aoife nickt. »Ich glaub, meine Notizbücher haben sich vermehrt«, sagt sie. »So viele hab ich garantiert nicht gekauft.« Sie klappt den Deckel der Schachtel zu und seufzt. »So! Das Ende meiner Visions-/Zenith-Karriere.«

Ich habe einen Kloß im Hals. »Ich kann nicht glauben, dass wir keine gemeinsamen Projekte mehr entwickeln werden.«

Aoife und ich haben als Werbetexterinnen ungefähr zur gleichen Zeit bei Visions angefangen und uns in der Kreativabteilung in leitende Positionen hochgearbeitet. Wir sind ein tolles Team. Wir *waren* ein tolles Team.

»Bitte nicht, sonst fang ich an zu heulen«, sagt Aoife mit erstickter Stimme. »Irgendwann werden wir wieder miteinander zu tun haben. Das ist bloß eine kleine Unterbrechung. Und jetzt komm, pack dein Zeug zusammen, und dann nichts wie raus hier.«

Als ich die restlichen Notizbücher hochhebe, sehe ich die Karte darunter.

Die gezeichnete Figur auf der Vorderseite, das bin ich. In dem schicken Etuikleid im Stil der Sechzigerjahre sehe ich aus wie aus *Mad Men*; meine dunklen Locken sind zu einer eleganten Hochsteckfrisur gebändigt, und mein Pony sieht viel ordentlicher aus als in Wirklichkeit.

Und da ich ganz offensichtlich einen ausgeprägten Hang zum Masochismus habe, lege ich die Notizbücher wieder hin, klappe die Karte auf und lese den Text:

*Meine bezaubernde Laura,
es ist nicht nötig, dass ich dir für deinen neuen Job viel*

Glück wünsche, weil ich weiß, dass du brillant sein wirst – du wirst alle in den Schatten stellen. Ich liebe dich so sehr, und ich bin so schrecklich stolz auf dich und kann es kaum erwarten, dich zu heiraten.

xxxxx Dave

Es ist jetzt acht Monate her, dass David entschied, dass er mich eigentlich doch nicht so sehr liebe und mich heiraten wolle. Es ist jetzt über sieben Monate her, dass ich das letzte Mal mit ihm gesprochen habe. Und es ist einige Monate her, dass ich seinetwegen geweint habe.

Aber als ich diese Karte lese, muss ich die Lider eine Sekunde lang fest zusammenpressen, um die Tränen zurückzuhalten. Als ich die Augen wieder aufmache, zerreiße ich die Karte in tausend Schnipsel und werfe alles in den Papierkorb.

»Was war das?«, fragt Aoife.

»Nichts«, antworte ich. »Ich wär dann so weit.«

»Gut.« Aoife stellt ihren vollgestopften Karton auf dem Schreibtisch ab und legt mir schwungvoll den Arm um die Schultern. »Und jetzt komm, sagen wir dem Laden Lebewohl. Seien wir froh, dass wir ihn los sind. Und dann verdrücken wir uns mitsamt unseren Kartons in den Pub.«

Genau in diesem Augenblick, als ich am absoluten Tiefpunkt angelangt bin und wir uns an unseren ehemaligen Kollegen vorbeischieben, die unseren Blicken verzweifelt auszuweichen versuchen, erklingt aus dem Radio in der schicken Küche der vertraute Eröffnungsakkord, und dann höre ich diese Stimme, ein bisschen kehliger als damals, aber auf Anhieb erkennbar.

*The earth is cold and the world is still
The sun's not come back and it never will
I can't remember when the sky was new
But I remember that I love you
And I can't do
Winter without you ...*

Exquisites Timing, Tadhg Hennessy. Wie üblich. Der Gegensatz zwischen unseren Lebenswegen, seinem und meinem, hätte nicht krasser sein können.

Vielleicht muss ich deshalb an jenes erste Mal denken, als ich diese Stimme hörte.

Und *ihn* sah.

Kapitel zwei

--
1999

»Wer ist *das* denn?«, fragte Katie.

Es war ein trübseliger Februarnachmittag, und meine beste Freundin und ich machten, was wir mit siebzehnsamstags immer machten: Wir fuhren mit dem Bus von Drumcondra in die City und durchstöberten die Secondhandläden in Temple Bar und die Charity-Shops in der George's Street nach Kinder-T-Shirts aus den Siebziger, um sie mit unseren Cargoröcken zu kombinieren. Dann schlenderten wir weiter zur Grafton Street, und dort sahen wir *ihn*.

Oder besser gesagt, sie.

Sie schienen etwa in unserem Alter zu sein (später fanden wir heraus, dass sie, genau wie wir, in die sechste Realschulklasse gingen). Aber im Gegensatz zu uns verbrachten sie den Samstagnachmittag nicht damit, durch die Stadt zu stromern, sondern machten Musik, vor dem a/wear, wo sie eine ansehnliche Menschenmenge um sich geschart hatten. 1999 verwendeten Straßenmusiker natürlich noch keine Verstärker oder Mikrofone, sodass es sich zwangsläufig um ein Unplugged-Konzert handelte. Zu überhören waren sie trotzdem nicht. Die Band bestand aus drei Mitgliedern: Zwei, ein Junge und ein Mädchen, spielten Gitarre, und

auf einem Campingstuhl hockte ein schwarzhaariger Lockenkopf und schlug eine kleine Trommel. Das Mädchen hatte einen erschreckend perfekten Pony und trug ein Glitzershirt unter ihrem Kunstpelzmantel. Der Junge, der nicht nur Gitarre spielte, sondern auch sang, war ..., na ja, er war ...

»Warum kennen wir keine Jungs wie die?«, hauchte Katie.

»Weil wir praktisch überhaupt keine Jungs kennen«, gab ich zurück, ohne den Blick von den Musikern abzuwenden.

Sie spielten »Femme Fatale« von Velvet Underground, und dem großen, schlanken Frontmann gelang es, mit seiner heiseren Stimme den melancholischen, bittersüßen Vibe des Originals zu treffen, ohne dass es sich wie eine Parodie anhörte. Er hatte kurzes, welliges dunkles Haar und trug ein Jon-Spencer-Blues-Explosion-T-Shirt – ein Beweis für seinen exzellenten Musikgeschmack – und eine Brille à la Clark Kent, wodurch er noch viel besser aussah, was man von mir und meiner Brille nicht behaupten konnte. Zumindest war ich damals fest davon überzeugt.

»Femme Fatale« ging zu Ende. Vereinzelt wurde Beifall geklatscht, was den Frontmann der Gruppe zu einem etwas verlegenen Lächeln veranlasste, das ihn unglaublich attraktiv machte.

»Tausend Dank«, sagte er. Und dann spielten sie »The Ship Song« von Nick Cave & The Bad Seeds, einen Song, wie er düster-romantischer, aufwühlender nicht sein kann. Sogar wenn er von drei Teenagern auf einer geschäftigen Dubliner Einkaufsstraße mitten im Februar gespielt wurde.

»Ich glaub, ich hab mich verliebt«, flüsterte ich Katie nur halb im Scherz zu.

»Den überlass ich dir nicht kampflös«, wisperte sie zurück.

Verzückt starteten wir die Band an – na ja, um ehrlich zu sein, starteten wir *ihn* an –, bis der Song zu Ende war. Wieder wurde Beifall geklatscht. Inzwischen hatten sich noch mehr Leute eingefunden, und ich frage mich heute, ob einem von diesen applaudierenden Einkaufsbummlern Jahre später klar geworden ist, dass er Tadhg Hennessy – *Tadhg Hennessy!* – als Jugendlichen auf der Grafton Street hatte singen und spielen hören. Wahrscheinlich nicht.

Ich war total fasziniert und, wie mir bewusst wurde, unglaublich neidisch. Mit vierzehn hatte ich mir das Gitarrespielen auf der alten Akustikgitarre meines Vaters beigebracht und träumte seitdem von meiner eigenen Band. Ich hatte sogar angefangen, Songs zu schreiben. Das Problem war nur, geeignete Bandkollegen zu finden.

»Warum spiele *ich* nicht in so einer Band?«, flüsterte ich wehmütig.

»Weil du keine heißen Musikgenies kennst«, sagte Katie. »Außer mir natürlich.«

»Du spielst Klarinette«, entgegnete ich. »Mit einer Gitarristin, die nicht singen kann, und einer Klarinettenspielerin können wir keine Band gründen.«

»Klarinettistin«, verbesserte Katie.

»Dass wir diese Unterhaltung führen, beweist doch, dass wir einfach nicht cool genug sind für so eine Band«, sagte ich. »Warum lernst du nicht Schlagzeug spielen?«

»Warum lernst du nicht singen?«, konterte Katie. Wo sie recht hatte, hatte sie recht. Ich hatte mich schon lange damit abgefunden, nicht singen zu können, genauer gesagt, seit der vierten Klasse, als unsere Lehrerin mich so höflich wie möglich gebeten hatte, nur die Lippen zu bewegen bei den *Mary-Poppins*-Songs, die wir in dem Konzert zum Schuljahresende singen würden. Im Grunde war es mir egal, ob ich singen konnte oder nicht. Allerdings würde ich nie Solomusikerin sein können. Ich würde immer jemanden brauchen, der meine Songs sang.

Schließlich war die Vorstellung vorbei, und sie packten ihre Sachen zusammen. In dem offenen Gitarrenkoffer vor ihnen am Boden lagen ein Haufen Münzen und nicht wenige Geldscheine – sie mussten mindestens fünfzig Kröten eingenommen haben. Der Blues-Explosion-Junge wandte sich an die Menge: »Tausend Dank! Wir sind die Evil Twins, und wir werden nächste Woche wieder hier sein.«

Was bedeutete, dass Katie und ich natürlich auch wieder hier sein würden.

Und das waren wir auch. Genau wie in der nächsten und der übernächsten Woche. Ich fing an, meine Lieblingsband-T-Shirts zu tragen, und ließ meinen Mantel offen, in der erbärmlichen Hoffnung, den Blues-Explosion-Jungen mit meinem Musikgeschmack zu beeindrucken. Allerdings war es Anfang März und bitterkalt, und eventuell gewonnene Coolness-Punkte wurden durch das Geräusch meiner hörbar klappernden Zähne zunichtegemacht.

Zu diesem Zeitpunkt hatten die Evil Twins schon eine

richtige Fangemeinde. Jede Woche standen etliche Mädchen in unserem Alter in der vordersten Reihe und himmelten den Blues-Explosion-Typen mit verzückter Miene an. Katie und ich waren uns einig, dass *wir* unsere Begeisterung nie so auffällig zeigen würden. Als wir unseren Freundinnen von dem süßen Straßenmusiker erzählten, kamen sie ebenfalls, um ihn zu sehen. Aber für uns – Katie und mich eingeschlossen – war das eher so was wie ein Spaß.

Für mich steckte allerdings mehr dahinter. Nicht Liebe – nicht einmal mein siebzehnjähriges Ich war so wirklichkeitsfremd, dass ich das geglaubt hätte –, aber Freude. Reines Vergnügen. Das ist es, was eine richtige Schwärmerei ausmacht: Sie würzt den Alltag, besprenkelt ihn mit einer Prise funkelndem Glitter. Nicht, dass ich ständig an den Blues-Explosion-Jungen gedacht oder mit meinen Freundinnen über nichts anderes mehr geredet hätte. Wir unterhielten uns über Bücher und Filme und Musik; wir redeten über unsere Collegen träume und wie viel aufregender das College sein würde als die Schule; wir jammerten über Pickel, die über Nacht aufgetaucht waren, und schlimme Menstruationsschmerzen (das war meistens ich, weil ich immer starke und schmerzhaftige Regelblutungen hatte); wir hatten originelle Insiderwitze, die niemand außer uns lustig fand, über die wir aber jeden Tag aufs Neue brüllten vor Lachen. Und weil wir Mädchen waren, von denen die meisten auf Jungs standen, und wir eine reine Mädchenschule besuchten, während unsere Hormone Amok liefen, kam es schon mal vor, dass wir auch über Jungs quatschten, wenn eine von uns einen gefunden hatte, der ihr gefiel.

Die Schwärmerei für den Blues-Explosion-Typen machte richtig Spaß. Ich kann mich sogar heute noch, Jahrzehnte später, an die prickelnde Vorfreude auf jene Samstag erinnern, an das Vergnügen, den Rest der Woche an ihn zu denken und mir vorzustellen, wie unsere Blicke sich treffen würden, wenn er »The Ship Song« sang; wie ich ihn auf meinem einsamen Nachhauseweg (meine Freundinnen und seine Band hatten sich auf geheimnisvolle Weise in Luft aufgelöst) hinter mir »Hey!« rufen hörte, mich umdrehte und feststellte, dass er tatsächlich mich meinte; wie er mir nachlief, ein bisschen verlegen, aber entschlossen, und sagte, ich sei ihm aufgefallen, weil ich jede Woche unter den Zuhörern sei, und wie es mir gelang, den Mund aufzumachen (was ich, hätte sich die Szene wirklich so abgespielt, definitiv nicht geschafft hätte) und zu erwidern, dass ich die Evil Twins ganz stark fände und dass ich auch Gitarre spielte, und wie ihm das imponierte und sich augenblicklich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit einstellte, als uns klar wurde, dass wir die gleichen Dinge mochten. Und ich stellte mir vor, wie er fragte, ob wir nicht irgendwo einen Kaffee trinken wollten, und wie ich sofort Ja sagte, obwohl ich Kaffee gar nicht mag, und wie es nach stundenlangen tief-sinnigen Gesprächen damit endete, dass er mich an der Bushaltestelle für den Sechzehner in der Westmoreland Street leidenschaftlich küsste und wir von da an gemeinsam glücklich sein würden bis ans Ende unserer Tage.

Aber natürlich kam alles ganz anders, als ich endlich mit dem Blues-Explosion-Jungen redete.

Ostern stand vor der Tür, und Katie und ich würden über die Feiertage mit unserer Freundin Sarah nach Galway fahren. Wir drei waren zur Verbesserung unserer Irisch-Kenntnisse schon dreimal im Gaeltacht gewesen, auf einem Sommercollege in West Cork, wo es herrlich zwanglos zugeht und nicht verbissen darauf geachtet wurde, dass die ganze Zeit Irisch gesprochen wurde. Aber jetzt, wo die Abschlussprüfungen bevorstanden, wären wir doch froh gewesen, wenn wir wenigstens einmal eins der strengeren *coláistes* besucht hätten. Natürlich nicht *zu* streng. Keins von diesen grauenvollen, wo man zum Beispiel jeden Morgen auf dem Schulhof exerzieren und vor der Fahne strammstehen musste.

Dann fiel Sarah ein, dass ihr älterer Bruder einen speziellen Osterkurs für Schüler der Abschlussklasse besucht hatte, und zwar in einem *coláiste* in Connemara, dem Coláiste Laoise. Es funktionierte wie alle irischen Sommercolleges – man wohnte bei einheimischen Familien, nahm vormittags am Irisch-Unterricht teil und nachmittags an verschiedenen Aktivitäten, und abends fand ein *céilí*, ein geselliges Beisammensein mit Tanz, statt. Englisch zu sprechen, war strikt verboten. Aber, und da horchte ich auf, es gab auch ein Musikzimmer mit Gitarren und einem Schlagzeug. Dort könnten wir nachmittags Musik machen. Vielleicht könnte ich doch noch in einer Band spielen.

Es waren zwar nur zwei Wochen, aber das wäre immerhin besser als gar nichts.

Vor unserem Aufenthalt im Coláiste Laoise bekam ich endlich Kontaktlinsen. Ich hatte meine Eltern regelrecht be-

knien müssen, damit sie mir mein Geschenk schon vier Monate vor meinem Geburtstag gaben. Es war ja nicht so, dass ich die Kontaktlinsen wirklich *gebraucht* hätte. Aber ich konnte ihnen ja schlecht sagen, warum ich unbedingt Kontaktlinsen haben wollte: aus reiner Eitelkeit, weil ich hoffte, der Blues-Explosion-Typ werde sich mehr zu jemandem hingezogen fühlen, der nicht auch Brillenträger war wie er. Ich hatte noch nie einen Brillenträger geküsst (ehrlich gesagt hatte ich bis dahin überhaupt nur zwei Jungs geküsst), und ich hatte Angst, dass, sollten meine romantischen Bushaltestellenfantasien in Erfüllung gehen, unsere Brillen einander in die Quere kämen. Brillenfrei wäre es sicherer, nur für den unwahrscheinlichen Fall, dass wir eines Samstags zusammen ein paar Gitarreneffekte mit dem Music Maker ausprobieren sollten.

Meinen Eltern erzählte ich natürlich nichts von alledem, ich war ja nicht übergeschnappt. Ich bedankte mich einfach für das vorzeitige Geburtstagsgeschenk.

»Glaub bloß nicht, dass du von mir auch was kriegst«, knurrte Annie. »Weder jetzt noch später.« Sie war gerade dreizehn geworden und machte, wie ich mit der ganzen Lebenserfahrung meiner siebzehn Jahre herablassend urteilte, eine »schwierige Phase« durch.

An einem kalten Aprilmittag eine Woche später wurden wir auf dem Busparkplatz am Hauptbahnhof von Galway in einen der Busse Richtung Connemara zum Coláiste Laoise gepfercht und drängten zu unseren Plätzen. Das ging so schnell, dass uns für eine genauere Betrachtung un-

serer Mitreisenden praktisch keine Zeit blieb. Wir wurden dazu angehalten, ausschließlich Irisch zu sprechen, aber selbst die einfachsten Wörter schienen aus unseren Köpfen gelöscht worden zu sein.

»Ich bin gespannt auf unsere Unterkunft«, flüsterte ich Katie auf Englisch zu. Ein Mädchen mit glänzenden Haaren direkt vor uns drehte sich um, funkelte uns durch die Lücke zwischen den Sitzen böse an und fauchte: »*Gaeilge!*«

Irgendwann hielt der Bus auf einem Parkplatz vor einem weitläufigen einstöckigen Gebäude. Auf der anderen Straßenseite brach sich die tosende Brandung des Atlantiks. Während wir ein bisschen verloren neben unserem Bus standen, stiegen ein paar Meter neben uns weitere Schüler aus einem kräftig gelben Bus. Ich achtete nicht darauf, bis Katie mich plötzlich am Arm packte.

»Au! Was ist denn los?«, rief ich. »Ich meine, *cad atà ort?*«

»*Féach!*«, zischte sie. »Nein, nicht dort. *Da drüben!*«

Ich folgte ihrem Blick. Und schnappte nach Luft.

»O mein Gott!«, hauchte ich.

»Ich fass es nicht«, murmelte Katie. »Ich meine, *ní thuingim*. Nein, warte, das heißt ›Ich verstehe nicht‹. Was heißt noch mal ›Ich fasse es nicht?‹«

Ich gab keine Antwort. Neben dem gelben Bus standen nämlich der Drummer der Evil Twins und der Blues-Explosion-Junge. Seine dunklen Locken waren ganz zerzaust, und er sah besser aus denn je – sofern das überhaupt möglich war.

Ich dachte wirklich, ich halluziniere. Das konnte doch nicht sein, dass er hier war, zusammen mit uns, in dieser

entlegenen Ecke. Als wir ins Hauptgebäude des *coláiste* dirigiert wurden, stieß ich Sarah an.

»Sarah«, flüsterte ich und nickte in Richtung des gelben Busses. »Ist das ...?«

Wenn Sarah ihn auch sehen konnte, war er definitiv da. Sie stand nicht so sehr auf ihn, dass sie ihn herbeihalluzinieren würde.

Sie schaute kurz hinüber, grinste mich dann an und zog die Brauen hoch.

Also war er tatsächlich da.

Kapitel drei

--
2019

Es ist neun, als ich aus dem Pub nach Hause komme. Ich bin nicht völlig alkoholisiert – Aoife und ich haben fast die ganze Zeit über Zenith gemotzt, sodass wir kaum zum Trinken gekommen sind, und außerdem mit reichlich belegten Häppchen für eine gute Grundlage gesorgt. Stocknüchtern bin ich allerdings auch nicht mehr. Und vermutlich deshalb rutscht der Karton, den ich auf der Hüfte balanciert habe, herunter und kracht auf den Fußboden, als ich die Haustür hinter mir schließe.

»Lol?«, ruft Katie aus dem Wohnzimmer. Sie ist die Einzige, die mich noch so nennt. Lol war auf der Schule mein Spitzname, aber das legte sich, als alle anfangen, das Akronym LOL zu benutzen. Ich mag es, dass Katie mich immer noch so nennt. Das gibt mir das Gefühl ..., ich weiß auch nicht ..., bekannt zu sein. »Alles in Ordnung?«

»Ja, ja, alles bestens!«, rufe ich zurück. »Sorry, ich hab nur meinen ›Ich bin gefeuert worden‹-Karton nicht mehr halten können.«

Ich lasse ihn einfach liegen und gehe ins Wohnzimmer hinüber, wo Katie und ihre Frau Jeanne es sich auf dem Sofa bequem gemacht haben.

»Du bist nicht gefeuert worden«, widerspricht Jeanne.

»Du bist einfach ... umstrukturiert worden. Komm, trink ein Glas Wein mit uns.«

»Lieber nicht ...«, sage ich, doch sie schenkt mir schon von dem Brouilly ein. »Na gut, meinerwegen. Danke.«

Ich nehme ihr das Glas ab und lasse mich in den Sessel plumpsen. Katie und Jeanne haben ein wunderschönes Zuhause. Sie sind praktisch meine einzigen Freunde mit einem eigenen Haus. Letztes Jahr habe ich gehofft, Dave und ich würden uns auch bald was Eigenes kaufen können ... Aber darüber will ich jetzt nicht nachdenken. Ich will überhaupt nicht an ihn denken. Ich will nicht einmal daran denken, dass ich ab heute offiziell arbeitslos bin. Ich konzentriere mich ausschließlich auf den Gedanken, was für ein Glück ich habe, Freundinnen zu haben, die mir nach der Trennung von Dave, ohne zu zögern, angeboten haben, bei ihnen zu wohnen. Ich spüre, wie mir die Tränen kommen. Ich liebe Katie. Und Jeanne auch. Ich kann von Glück sagen, dass meine beste Freundin sich so eine coole Partnerin ausgesucht hat. Noch dazu eine Französin. Ihre ruhige, praktische Art ist die perfekte Ergänzung zu Katies Energie und Temperament. Ich betrachte sie zärtlich: Katie mit ihrem blondierten Bob und dem Oversized Sweatshirt mit dem Schriftzug »Meuf« quer über der Brust, Jeanne in einem spinnwebgrauen Kaschmircardigan, die Zöpfe zu einem Knoten hochgesteckt (die elegante Französin ist ein weit verbreitetes Klischee, aber Jeanne zieht sich tatsächlich geschmackvoller an als alle Frauen, die ich kenne).

»Alles in Ordnung?«, fragt Katie misstrauisch. »Du siehst

aus, als müsstest du dich übergeben. Kotz mir ja nicht auf den Sessel!«

»Was fällt dir ein! Ich hab gerade gedacht, wie wunderbar ihr beide seid. Das denke ich jetzt allerdings nicht mehr.«

»Gut zu hören«, erwidert Katie. »Hättest du auf den Sessel gereihert, hättest du mir nämlich einen neuen kaufen müssen von deiner Abfindung.«

»Ooh, meine Abfindung.« Meine Stimme klingt verwaschen. Ich bin definitiv angeheitert. »Gut, dass du mich daran erinnerst. Das Geld müsste heute überwiesen worden sein.«

»Du bist reich!«, kreischt Katie.

»Na ja, so reich nun auch wieder nicht«, entgegne ich. »Aber ein wenig reicher als heute Morgen noch. Ich frage mich, wie viel nach Steuern übrig bleibt?« Ich greife nach meinem Handy und öffne die Bank-App. Das wollte ich jedenfalls. Doch stattdessen tippe ich in meinem alkoholisierten Zustand auf das Gmail-Icon.

Und da sehe ich es.

»O mein Gott.« Ich lasse das Telefon fallen. Es landet in meinem Schoß.

»Was?«, fragt Jeanne. »Ist dir etwa das Konto leergeräumt worden?«

Ich halte das Handy hoch und starre auf den Bildschirm. Kein Zweifel, ich habe richtig gesehen.

»Das ist nicht die Bank-App«, sage ich langsam. »Ich habe eine Mail von Tadhg bekommen.«

»Tadhg wer?«, fragt Katie. Dann dämmert es ihr. »Der Tadhg?«

»Der Tadhg«, bestätige ich, ohne den Blick vom Handy zu nehmen.

»Was steht denn im Betreff?«, will Katie wissen.

»*Our Song*.«

»Vielleicht geht es um eine Werbeaktion«, sagt Jeanne.

»Vielleicht ist das der Titel seines neuen Albums.«

»Jeanne«, sagt Katie, »glaubst du wirklich, dass Laura auf Tadhg Hennessys E-Mail-Verteilerliste steht?« Sie schaut mich an. »Oder etwa doch?«

»Nein, natürlich nicht!«

»Und warum schickt er dir dann eine Mail?«

»Keine Ahnung.« Ich starre auf die ungeöffnete Nachricht mit dem Absender Tadhg Hennessy. Kann sie wirklich von ihm sein? Und falls ja, was wünsche ich mir, dass drinsteht? *Laura, ich war jung und dumm, du bist die Liebe meines Lebens? Laura, ich weiß, es sind sechzehn Jahre vergangen seit unserer letzten Begegnung, aber ich hasse dich immer noch für das, was an jenem Abend geschah? Laura, nur als kleine Vorwarnung – alle Songs auf meinem neuen Album handeln nur davon, wie sehr ich dich immer noch hasse?* Alles ist möglich.

Vielleicht bin ich auch bloß irgendwie auf der Mail-Verteilerliste seiner Plattenfirma gelandet.

»Jetzt lies sie endlich!«, fordert Katie ungeduldig.

Katie, Sarah und jetzt auch Jeanne sind die Einzigen, die ich jemals eingeweiht habe. Die Einzigen, die genau wissen, was zwischen Tadhg und mir passiert ist.

Ich hole tief Luft. »Na schön.«

Ich scrolle nach unten und beginne laut vorzulesen.

*Hi Laura,
mein Name ist Tara Kelleher, und ich schreibe Ihnen im
Auftrag von Tadhg Hennessy. Wir würden uns gern mit
Ihnen über ein unvollendetes Musikstück mit dem Titel
»Our Song« unterhalten, das Sie gemeinsam in den frühen
Nullerjahren geschrieben haben. Wir schlagen vor, dass wir
uns treffen, um die weitere Vorgehensweise zu besprechen.
Tadhg hält sich zurzeit in Dublin auf, es wäre schön,
wenn sich ein Termin finden ließe, damit wir die Ange-
legenheit schnellstmöglich klären können. Sollten Sie offen
für Gespräche sein, kontaktieren Sie mich bitte unter
dieser Mail-Adresse oder unter der unten stehenden Tele-
fonnummer.
Ich freue mich auf baldige Nachricht von Ihnen.*

»Das war's.« Ich lege das Handy weg und trinke einen kräf-
tigen Schluck Wein. »Die Nachricht ist nicht einmal von
ihm. Nicht direkt jedenfalls.« Das kränkt mich mehr, als
ich mir eingestehen will.

»Tadhg hat bestimmt seit 2010 keine Mail mehr selbst
geschrieben«, sagt Katie. »Darum geht es hier doch über-
haupt nicht.«

»Richtig«, pflichtet Jeanne ihr bei. »Es geht darum, dass
Tadhg Hennessy sich für einen Song interessiert, den ihr
zusammen geschrieben habt.«

»So eine große Sache ist das nun auch wieder nicht«, sage
ich.

Beide schauen mich mit exakt dem gleichen skeptischen
Ausdruck an.

»Ich meine, ich *kenne* ihn ja«, schiebe ich hinterher.
»Oder ich kannte ihn zumindest. Es ist nicht so, als würde mich Beyoncé mit Lob überhäufen.«

»Und was wirst du jetzt machen?«, fragt Katie.

»Sich mit ihm treffen«, sagt Jeanne und sieht mich an.
»Oder?«

»Ich weiß es nicht«, murmele ich. »Ich meine, die Mail stammt ja nicht einmal von ihm selbst.«

»Was soll das heißen, du weißt es nicht?« Jeanne macht ein bestürztes Gesicht. »Ich hab ihn zwar nie kennengelernt, aber nach allem, was du und Katie mir von ihm erzählt habt, kann er doch kein solches Ekelpaket gewesen sein.«

»War er auch nicht«, entgegne ich. »Es ist nur ... Das mit ihm und mir ... Es endete *wirklich* übel. Wir haben von jetzt auf gleich kein Wort mehr miteinander geredet, und das war's.«

Ich habe sein Gesicht erst wiedergesehen, als ein Arbeitskollege mir den Videoclip von »Winter Without You« schickte. Die Story von Tadhg Hennessys kometenhaftem Aufstieg ist mittlerweile bekannt. »Winter Without You« war seine erste, 2004 mit minimalstem Budget von seinem eigenen Indie-Label produzierte Single. Sie wurde gelegentlich auf Phantom FM gespielt, aber der Durchbruch kam, als sich ein paar Jahre später YouTube zu einer Erfolgsgeschichte entwickelte und ein Freund von Tadhg ein Video des Songs drehte und hochlud. Ein Kollege in der Agentur, in der ich damals arbeitete, schickte den Link an unser Team, und in der Betreffzeile stand: »Das Beste, das ich dieses Jahr

gehört habe.« Ich weiß noch, wie ich mich fühlte, als ich den Link anklickte und mir klar wurde, wen ich da vor mir sah. Ich weiß noch, wie ich mir alles bis zum Schluss anschaute und dann die begeisterten Kommentare darunter las. Ich weiß noch, wie ich dachte, dass für Tadhg unser alter gemeinsamer Traum in Erfüllung ging. Mein Magen krampft sich zusammen, und das liegt nicht nur am Alkohol und an den belegten Häppchen.

»Aber Lol, das ist eine Ewigkeit her«, sagt Katie sanft.

Ich sehe sie an. Sie war von Anfang bis Ende mit dabei gewesen. Bei der großen Trennung von Tadhg habe ich immer mich in den Vordergrund gestellt, aber, das vergisst man leicht, er und Katie waren Freunde gewesen. Richtige Freunde. In jenem letzten Jahr auf dem College waren wir eine kleine Gang gewesen, die Band und Katie.

»Was willst du damit sagen?«, frage ich.

»Dass diese Anfrage möglicherweise gar nicht so schlecht ist«, antwortet Katie. »Gerade jetzt.«

»Findest du?« Ich verdrehe die Augen. »Oh, hi, Tadhg, du bist jetzt ja ein Megastar. Wie's mir so geht? Ach, weißt du, die Agentur, wo ich als Werbetexterin gearbeitet hab, hat mich gerade gefeuert.«

»Jeder hat schon mal seinen Job verloren«, sagt Katie. »Das ist nichts, wofür man sich schämen muss. Nein, ich meinte, dass das vielleicht Schicksal ist.«

»Schicksal«, wiederhole ich trocken.

»Du wirst gefeuert, und – peng! – bekommst du eine Mail von Tadhg, der dich um ein Treffen bittet, um mit dir über einen Song zu reden, den ihr zusammen geschrieben